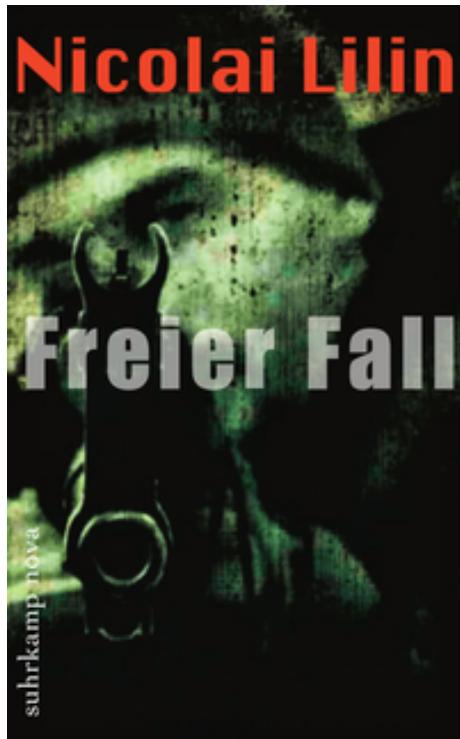


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Lilin, Nicolai
Freier Fall

Aus dem Italienischen von Peter Klöss

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4260
978-3-518-46260-7

suhrkamp nova

NICOLAI LILIN

FREIER FALL

Aus dem Italienischen von
Peter Klöss

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel:
Caduta libera
© 2010 Giulio Einaudi editore s. p. a., Torino

Die Arbeit an der Übersetzung wurde gefördert durch ein
Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds e. V.

Umschlagmotiv: Stefano Fusaro / www.libreidee.org

*Das vorliegende Buch beruht auf wahren Begebenheiten,
es ist ein verzerrtes Abbild des Erlebten.
Geändert habe ich neben den Namen der Personen,
Einheiten und Orte auch die zeitliche Abfolge,
in der sich die Ereignisse zugetragen haben.*

N. L.

suhrkamp taschenbuch 4260
Erste Auflage 2011
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels
ISBN 978-3-518-46260-7

FREIER FALL

Daheim war's mir zu langweilig, in Mamas Schoß,
Da rief mich eines schönen Frühlingstags das
geliebte Vaterland zu den Waffen.
Jetzt ist mir nicht mehr langweilig, die Zeit fliegt
schneller als eine Kugel ...

(russisches Soldatenlied)

Ein Bürger, der sich nach Erhalt des Einberufungsbescheids zum Wehrdienst nicht beim zuständigen Kommissariat meldet, ohne einen gesetzlich zulässigen Grund dafür vorbringen zu können, gilt als »Deserteur« und wird nach dem Gesetz der Russischen Föderation verurteilt.

(aus dem Gesetz über den Wehrdienst der Russischen Föderation, Artikel 31, Absatz 5)

Ich lief und ließ meinen Schatten auf die steinerne Straße fallen,
die Stiefel hatten meine Füße ruiniert, meinen Helm hätte ich am liebsten weggeschmissen,
der Gewehrkolben schlug gegen meine Arschbacken, und ich dachte an die Frauen ...
Ich stolperte über die Steine, fluchte so gut ich nur konnte.
E-eh, verdammt, die Armee bin ich, unsere Armee, das bin wirklich ich ...

(Aus *Die Armee bin ich*
des russischen Liedermachers S. Trofimow)

Eine Tochter, die Nutte wird, bereitet der Familie weniger Schande als ein Sohn, der Soldat wird.

(Altes russisches Sprichwort)

Als ich achtzehn wurde, hatte ich schon jede Menge Geschichte erlebt. So wie die Welt, nur dass ihre Geschichte viel komplexer war als meine. Mein Heimatland war dabei, sich in ein Reich des Absurden zu verwandeln. Der Kapitalismus, den alle so sehr herbeigesehnt hatten, ließ weiter auf sich warten. Es regierte die Mentalität der Diebe, jener, die auf schnelles Geld aus waren, die schlauer sein wollten als Gott. Wie mein Großvater sagte: »Ein jeder versuchte Gott den Bart abzureißen und ihn sich selbst anzupassen.«

In Transnistrien wurde über nichts anderes geredet als die westliche Gesellschaft. Die USA und Europa waren das lebende Beispiel für wirtschaftlichen und sozialen Wohlstand, alle wollten verwestlichen und glaubten, wenn sie Markenklamotten trügen, Fastfood äßen und ausländische Autos kauften, würde die Demokratie schon von allein kommen und sich in unserem schönen großen Vaterland etablieren. Es war wie eine ansteckende Krankheit, ein Fieber, dessen Ursprung und Natur sich niemand erklären konnte.

Die postsowjetische Gesellschaft hatte die Werte vernichtet, an die meine Eltern und Großeltern glaubten, jene Menschen, die mich erzogen hatten und die für mich die höchste Stufe menschlicher Weisheit verkörperten. Je mehr die West-Euphorie wuchs, desto unübersehbarer wurden unsere Tage vom Chaos beherrscht.

Und in diesen lustigen Zeiten wurde ich also, wie gesagt, achtzehn.

Eines Frühlingsmorgens, als ich das Haus verließ, fand ich im Briefkasten einen weißen Zettel mit einer roten Zeile,

die schräg über das Blatt lief, von einer Ecke zur anderen. Darauf stand, dass die Russische Föderation mich auffordert, mitsamt Ausweis zur Musterung zu erscheinen. Dies sei die dritte und letzte Aufforderung, und wenn ich mich nicht innerhalb von drei Tagen einstelle, drohe mir eine Verurteilung wegen, so wörtlich, »Verweigerung der Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterland in Form des Militärdienstes«.

Ich hielt den Wisch für lächerlich, eine reine Formalität, ohne Bedeutung. Ich ging nach Hause, nahm meinen Ausweis und machte mich, ohne mich auch nur umzuziehen, in Hauslatschen auf den Weg zu der angegebenen Adresse, am anderen Ende der Stadt, wo sich eine alte russische Militärbasis befand.

Am Eingang zeigte ich den Wachposten meinen Brief, und sie öffneten schweigend das Tor.

»Wohin muss ich gehen?«, fragte ich einen.

»Immer geradeaus, ist sowieso egal ...«, antwortete mir ein Soldat ohne große Begeisterung und sichtlich genervt.

Idiot, dachte ich noch und ging zu einem Büro mit dem Schild: »Abteilung Wehrdienst und Neuzugänge«.

In dem Büro war es stockfinster, man konnte fast nichts erkennen. Ganz hinten war ein kleines Fenster in der Wand, ein Schalter, durch den ein schwaches gelbes, deprimierendes Licht sickerte. Zu hören war nur das Klappern einer Schreibmaschine.

Als ich näher kam, sah ich eine junge Frau in Uniform, die an einem kleinen Tisch saß, mit einer Hand auf der Schreibmaschine tippte und in der anderen ein Teeglas hielt. Sie nippte an dem heißen Tee und pustete häufig in das Glas, damit er schneller abkühlte.

Ich lehnte mich über den Tresen und reckte den Kopf: Da sah ich, dass die Frau unter dem Tisch eine aufgeschlagene Zeitschrift auf den Knien hielt und in einem Artikel

über russische Musikstars las, mit dem Foto einer Sängerin, die auf dem Kopf eine Krone mit Pfauenfedern trug. Das deprimierte mich noch mehr.

»Hallo, entschuldigen Sie bitte, ich habe das hier bekommen«, sagte ich und hielt ihr den Zettel hin.

Die Frau drehte sich zu mir um und sah mich einen Augenblick so verwirrt an, als wüsste sie gar nicht, wo sie sich befand und was hier vorging. Offensichtlich hatte ich sie aus ihren Gedanken und Träumereien herausgerissen. Rasch nahm sie die Zeitschrift und legte sie umgekehrt hinter die Schreibmaschine, so dass ich sie nicht sehen konnte. Dann stellte sie das Teeglas ab und nahm mir ohne aufzustehen schweigend das Blatt mit der roten Zeile aus der Hand. Einen Augenblick starre sie darauf und fragte dann mit gespenstischer Stimme:

»Papiere?«

»Welche Papiere, meine?«, fragte ich plump und zog meinen Pass und den Rest aus der Hosentasche.

Sie sah mich genervt an und sagte gepresst:

»Na, meine wohl kaum.«

Sie nahm meine Papiere entgegen und legte sie in einen Tresor. Dann holte sie ein Formular aus einem Regal und begann es auszufüllen. Vorname, Familienname, Geburtsdatum und -ort, Wohnanschrift. Dann kamen persönlichere Fragen. Nachdem sie auch noch die Personalien meiner Eltern aufgenommen hatte, sagte sie:

»Schon einmal verhaftet worden, schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten?«

»Also, ich bin noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten, aber das Gesetz offensichtlich schon mal mit mir ... Verhaftet wurde ich schon x-Mal, ich weiß nicht, wie oft. Und im Jugendgefängnis war ich zweimal.«

Bei diesen Worten ging eine Veränderung in ihr vor. Sie zerriss das Formular, das sie gerade ausfüllte, und

nahm ein anderes, größeres, über das schräg eine rote Zeile lief, wie bei meinem Brief.

Wir fingen wieder von vorne an, noch einmal sämtliche Personalien, diesmal jedoch auch Details meiner Vorstrafen: Nummer des betreffenden Paragraphen und Datum des Urteils. Dann war der Gesundheitszustand dran: Krankheiten, Impfungen, ob ich Alkohol oder Drogen konsumierte, ob ich Zigaretten rauchte. Eine Stunde ging das so ... Da ich nicht mehr genau wusste, wann ich verurteilt worden war, erfand ich einfach irgendwelche Daten und bemühte mich, zumindest ungefähr den Monat zu treffen.

Als wir fertig waren, versuchte ich ihr zu erklären, dass es sich um einen Irrtum handeln müsse, ich hätte einen Antrag gestellt und sei für sechs Monate vom Wehrdienst befreit, weil ich eine Ausbildung abschließen und danach studieren wolle. Wenn alles nach Plan liefe, fügte ich hinzu, würde ich in meiner Heimatstadt Bender eine Sportschule eröffnen.

Sie hörte sich alles an, aber ohne mich anzusehen, und das machte mich irgendwie nervös. Dann gab sie mir ein Blatt: Darauf stand, dass ich von diesem Augenblick an Eigentum der russischen Regierung und mein Leben gesetzlich geschützt sei.

Ich verstand nicht, was das konkret bedeuten sollte.

»Das bedeutet Folgendes: Wenn du versuchst zu fliehen, dich selbst zu verletzen oder dich umzubringen, wirst du wegen Beschädigung von Regierungseigentum belangt«, sagte sie mit eisiger Stimme.

Plötzlich kam ich mir vor wie in einer Falle, alles um mich herum wirkte noch viel erdrückender und makabrer als vorher.

»Hör mal«, platzte ich heraus, »ich pfeife auf euer Gesetz, ich bin ein Krimineller und damit basta. Wenn ich in

den Knast muss, meinewegen. Aber die Waffen deiner Scheißregierung werde ich nie und nimmer anfassen ...«

Ich war wütend, und als ich anfing zu fluchen, fühlte ich mich sofort stark, stärker als diese absurde Situation. Ich war sicher, absolut sicher, dass ich den Mechanismus, der über mein Leben bestimmen sollte, aufhalten konnte.

»Wo zum Teufel ist hier ein General, oder wie bei euch die Verantwortlichen heißen? So einen will ich sprechen, du verstehst mich ja offenbar nicht!«, sagte ich drohend, aber sie sah mich nur mit dem gleichen teilnahmslosen Blick an wie vorher.

»Wenn du den Oberst meinst, der ist da, aber ich glaube nicht, dass du bei dem was erreichst ... Versuch lieber, die Sache nicht noch schlimmer zu machen, ich kann dir nur raten, dich ruhig zu verhalten.«

Ein guter Rat, wenn ich heute darüber nachdenke. Was sie da sagte, war wichtig, das weiß ich jetzt, sie wollte mir einen besseren Weg zeigen, aber damals war ich blind.

Mir ging's beschissen. Das gibt's doch nicht, dachte ich, heute Morgen war ich noch ein freier Mensch, hatte Pläne für den Tag, für meine Zukunft, für den Rest meines Lebens, und jetzt sollte ich durch einen blöden Wisch meine Freiheit verlieren. Am liebsten hätte ich aufgeschrien und irgendjemanden angebrüllt, um meine Wut rauszulassen. Das brauchte ich jetzt einfach. Deshalb unterbrach ich sie und schrie sie an:

»Herr Jesus Christus! Wenn ich mit einem sprechen will, dann mache ich das und basta! Wo zum Teufel ist der, der hier das Sagen hat, der General oder was auch immer?«

Sie stand auf, sagte, ich solle mich beruhigen, mich auf die Bank setzen und eine Viertelstunde warten. Aber da war gar keine Bank. Verdammst noch mal, wo bin ich hier bloß gelandet, sind hier alle verrückt geworden, dachte ich, während ich im Dunkeln wartete.

Plötzlich ging eine Tür auf, und ein Soldat mittleren Alters rief meinen Namen.

»Mitkommen, Nicolai, der Oberst erwartet dich!«

Ich schnellte hoch wie eine Feder und rannte auf ihn zu, um möglichst rasch aus diesem ekelhaften Loch rauszukommen.

Wir gingen hinaus auf einen kleinen Platz, der von weiß gestrichenen Gebäuden gesäumt war, an denen Propagandaplakate und Schilder mit Exerzierübungen hingen. Wir überquerten den Platz und betraten einen lichtdurchfluteten Raum mit großen Fenstern und vielen Topfblumen. Zwischen den Pflanzen stand eine Bank und daneben ein großer Aschenbecher.

»Warte hier vor der Tür, der Oberst wird dich reinrufen. Wenn du willst, kannst du rauchen..«

Der Soldat war nett und sprach in freundschaftlichem Ton zu mir. Inzwischen hatte ich mich beruhigt und fühlte mich etwas sicherer: Jetzt käme ich endlich zu Wort, und es würde sich alles aufklären.

»Vielen Dank, mein Herr, aber ich rauche nicht. Tausend Dank für Ihre Freundlichkeit.« Auch ich versuchte möglichst freundlich zu sein, um einen guten Eindruck zu machen.

Der Soldat grüßte und ließ mich allein. Ich ließ mich auf der Bank nieder, schaute aus dem Fenster und lauschte den Geräuschen der Soldaten, die nun draußen auf dem Platz exerzierten.

»Links, links, eins, zwei, drei!«, brüllte verzweifelt der Ausbilder, ein junger Mann in makelloser Uniform, der mit einem Zug Rekruten marschierte, die offenbar keine große Lust zum Exerzieren hatten.

»Nicolai, mein Sohn, komm herein!«, rief eine grobe Männerstimme, die trotz des freundlich säuselnden Tons etwas Falsches an sich hatte, ein unheilvoller Unterton klang durch.

Ich ging zur Tür, klopfte an und fragte, ob ich eintreten dürfe.

»Immer herein mit dir, mein Sohn!«, tönte die freundliche Stimme. Sie gehörte zu einem sehr kräftigen Mann, der an einem riesigen Schreibtisch saß.

Ich trat ein, schloss die Tür und wollte nähertreten, als ich plötzlich wie angewurzelt stehenblieb.

Der Oberst war um die fünfzig und sehr kräftig. Auf seinem kahlrasierten Schädel prangten zwei lange Narben. Die Uniform war ihm zu eng, sein Hals war so dick, dass der Kragen spannte und jeden Augenblick zu platzen drohte. Seine Hände waren so mächtig, dass man die Fingernägel kaum sah, weil sie im Fleisch der Wurstfinger fast versanken. Ein eingerissenes Ohr wies ihn als professionellen Ringkämpfer aus. Sein Gesicht sah aus, als wäre er einem sowjetischen Propagandaplakat aus dem Zweiten Weltkrieg entsprungen: grobe Gesichtszüge, breite, gerade Nase, große, entschlossene Augen. Auf seiner rechten Brust baumelte ungefähr ein Dutzend Orden.

Gott steh mir bei, der ist ja schlimmer als ein Köter* ...
Mir schwante, wie dieses Treffen ausgehen würde. Ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte, bei so einem hatte ich eh keine Chance, zu sagen, was ich eigentlich sagen wollte.

Plötzlich, während er noch in eine Mappe blickte, die genauso aussah wie die, in denen die Köter Informationen über Kriminelle sammeln, begann er zu reden und riss mich aus meinen Gedanken.

»Ich lese hier deine Geschichte, mein lieber Nicolai, und ich muss sagen, du gefällst mir immer besser. In der Schule warst du keine große Leuchte, eigentlich warst du überhaupt kaum da, dafür hast du trainiert, sogar in vier verschiedenen Sportarten ... Das ist gut, auch ich habe in

* Schimpfname für Polizisten.

meiner Jugend viel Sport getrieben, Lernen ist was für Eierköpfe, echte Männer treiben Sport, bereiten sich auf den Kampf vor ... Du hast Ringen, Schwimmen, Marathon und sogar Schießen trainiert ... Sehr gut, das sind die besten Voraussetzungen, ich glaube, du wirst es in der Armee weit bringen ... Nur einen kleinen Schönheitsfleck gibt es. Du hast zwei Vorstrafen, wofür? Hast du gestohlen?« Er sah mir durchdringend in die Augen, und hätte er gekonnt, hätte er mir auch ins Gehirn geschaut.

»Nein, ich habe nichts gestohlen, ich bestehle niemanden ... Ich habe zweimal jemanden verprügelt, angeklagt wurde ich wegen ›versuchten Mordes in Tateinheit mit schwerer Körperverletzung‹.«

»Macht nichts, mach dir deshalb keine Sorgen ... Ich habe mich früher auch geprügelt, das kann ich sehr gut verstehen! Männer müssen sich ihren Platz in der Welt erobern, um sich zu beweisen, und das geht am besten bei einer Schlägerei, da stellt sich schnell heraus, wer was taugt und wer nicht.«

Er redete, als wollte er mir einen Preis verleihen. Ich war unschlüssig, ich wusste nicht mehr, was ich sagen sollte, vor allem nicht, wie ich ihm erklären sollte, dass ich unter gar keinen Umständen Wehrdienst leisten wollte.

»Hör zu, mein Sohn, deine Vorstrafen, deine Gerichtsverfahren und der ganze Rest interessieren mich nicht. Für mich bist du ein anständiger Junge, Gott schütze dich, und ich werde dir helfen, weil du mir sympathisch bist. Alles was du gemacht hast, habe ich hier schriftlich, dein ganzes Leben seit dem ersten Schultag.« Er schlug die Mappe zu, verschnürte die Bänder und legte sie auf den Tisch. »Ich lasse dir die Wahl, was ich nur bei Menschen tue, die mir besonders am Herzen liegen. Entweder schicke ich dich zu den Grenztruppen, an die Grenze zu Tadschikistan: Da kannst du Karriere machen, und wenn du gern

auf Berge steigst, bist du da genau richtig. Oder ich schicke dich zu den Fallschirmjägern, das ist was für Profis: In einem halben Jahr bist du Unteroffizier, und Karriere kannst du da auch machen, nach einer gewissen Zeit kannst du dich zu den Spezialeinheiten melden, selbst mit deiner Vergangenheit. Die Armee wird dir alles geben: Geld, Wohnung, Freunde und eine Beschäftigung auf deinem Niveau. Also was meinst du, wohin möchtest du lieber?«

Ich hatte das Gefühl, völlig sinnloses Zeug zu hören, den Monolog eines Verrückten. Die Armee würde mir alles geben, was ich schon hatte: Wie sollte ich ihm bloß erklären, dass ich keine Beschäftigung auf meinem Niveau brauchte und auch keine Freunde, kein Gehalt, keine Wohnung ...

Ich kam mir vor wie einer, der im falschen Zug sitzt und schlagartig merkt, dass er nicht mehr zurückkann.

Ich holte tief Luft und antwortete:

»Ehrlich gesagt, ich will wieder nach Hause, Herr Oberst!«

Schlagartig veränderte er sich. Sein Gesicht lief purpurrot an, als würde er von einem Unsichtbaren gewürgt. Er ballte die Hände zur Faust, und seine Augen verdüsterten sich wie der Himmel vor einem Unwetter.

Er nahm meine Personalakte und warf sie mir ins Gesicht. Ich schaffte es gerade noch, die Hände zu heben. Die Akte prallte dagegen und öffnete sich, so dass die Blätter durch den ganzen Raum flogen, auf den Tisch, die Fensterbank und den Fußboden.

Ich stand da wie eine Statue und tat keinen Mucks. Er schaute mich hasserfüllt an. Dann brüllte er los, mit einer schrecklichen Stimme, seiner wahren Stimme, wie mir vorkam:

»Mistkerl! Du willst im Dreck verrecken? Das kannst

du haben! Du kommst dorthin, wo du dir richtig in die Hosen machst, und zwar so schnell, dass du keine Zeit hast, sie runterzulassen. Und jedes Mal wirst du dabei an mich denken, du Undankbarer! Du willst nach Hause? Ab heute ist die Brigade der Saboteure dein Zuhause! Da werden sie dir beibringen, wie das Leben wirklich ist!«

Während er mich anbrüllte, stand ich reglos da, starr wie eine Salzsäule, eine große Leere breitete sich in mir aus.

Da waren ja die Schläge der Köter noch besser, da wusste ich wenigstens, was mir bevorstand, aber hier, in dieser Situation, stand ich wie der Ochs vorm Berg: Ich hatte eine Heidenangst, denn mit dem Militär kannte ich mich nicht aus, ich wusste weder, warum ich mich bescheißen sollte, noch, wer diese Saboteure waren ...

»Raus hier, sofort raus!«, brüllte er und wies mir die Tür.

Ohne zu grüßen, drehte ich mich auf dem Absatz um und verließ sein Büro. Draußen erwartete mich ein Soldat, der mich militärisch grüßte.

»Unteroffizier Glasunow! Mitkommen, Kamerad!«, sagte er mit einer Stimme, die schepperte wie eine Kalaschnikow, wenn man das Magazin einlegt.

Ein Hund mit Flöhen ist dein Kamerad, dachte ich bei mir, fragte aber unterwürfig:

»Entschuldigen Sie, Herr Unteroffizier, darf ich mal auf Toilette?«

Erstaunt sah er mich an, sagte aber nicht nein.

»Meinetwegen, den Gang runter und dann rechts!«

Ich ging los, er immer hinter mir her, und als ich in die Toilette ging, wartete er vor der Tür.

Ich kletterte zum Fenster hinauf und sprang, da es nicht vergittert war, ohne Probleme ins Freie. Draußen, in dem Garten hinter dem Büro, war kein Mensch.

»Das ist vielleicht ein Irrenhaus hier, nichts wie nach Hause!«

Mit diesem Gedanken machte ich mich auf den Weg zum Ausgang. Dort hielt mich der Wachposten an, ein junger Soldat, vielleicht so alt wie ich, sehr dünn und mit einem schiegenden Auge.

»Papiere!«

»Ich habe keine dabei, ich hab nur einen Freund besucht.«

Der Soldat musterte mich misstrauisch.

»Dann zeig deine Ausgangserlaubnis!«

Bei diesen Worten verlor ich den Mut, das Herz rutschte mir in die Hose. Ich beschloss, den Blödmann zu spießen:

»Was für eine Erlaubnis denn, was redest du da, mach das Tor auf, ich muss weg.« Ich ging an ihm vorbei aufs Tor zu, aber er zielte mit dem Maschinengewehr auf mich und brüllte:

»Stehenbleiben oder ich schieße!«

»Aus dem Weg!«, erwiderte ich, packte das Gewehr am Lauf und entriss es ihm.

Der Soldat versuchte mir mit der Faust ins Gesicht zu schlagen, aber ich verteidigte mich mit dem Gewehrkolben. Plötzlich bekam ich von hinten einen heftigen Schlag auf den Kopf, ich spürte, wie mir die Knie weich und der Mund trocken wurden. Ich atmete noch zweimal tief ein, und beim dritten Atemzug verlor ich das Bewusstsein.

Als ich wenige Minuten später wieder aufwachte, lag ich auf der Erde, von Soldaten umringt. Darunter auch der Unteroffizier, der mich eigentlich begleiten sollte, nun aber besorgt umherschlich und allen verschwörerisch zuraunte:

»Nichts passiert, alles in Ordnung; ich verlass mich auf

euch, keiner hat was gesehen, ich kümmere mich schon um ihn.«

Natürlich hatte er Angst, für seinen Leichtsinn bestraft zu werden.

Er kam zu mir und gab mir einen Tritt in die Rippen.

»Wehe, du machst das nochmal, Bastard, dann bringe ich dich eigenhändig um!«

Er gab mir noch ein paar Tritte, dann streckte er mir die Hand hin und half mir beim Aufstehen. Er brachte mich zu einem Gebäude mit vergitterten Fenstern und gepanzerten Türen. Wie im Gefängnis.

Wir gingen hinein, drinnen war es ziemlich dunkel, alles wirkte grau und schmutzig, ungepflegt, verkommen. Am Ende eines kleinen, engen Gangs mit drei gepanzerten Türen tauchte ein Soldat auf, um die zwanzig, dünn, aber mit offenem Gesicht. In den Händen hatte er einen großen Schlüsselbund, mit dem er unaufhörlich hantierte und ein seltsam rasselndes Geräusch erzeugte, das mich in meiner hoffnungslos deprimierenden Lage fast zum Heulen gebracht hätte. Der Soldat schloss eine Tür auf, und der Unteroffizier führte mich in einen winzigen, schmalen Raum mit einem vergitterten Fenster. An der Wand war eine Holzpritsche befestigt.

Ich sah mich um und konnte es nicht glauben. So einfach war das also: Von einem Moment auf den anderen war ich in einer Zelle gelandet.

Im Befehlston sagte der Unteroffizier zu dem Soldaten, der offensichtlich eine Art Wache war:

»Zum Abendessen bekommt er dasselbe wie alle anderen, aber Vorsicht: Er ist gewalttätig ... Geh nie allein mit ihm zur Toilette, weck lieber deinen Kameraden, damit ihr zu zweit seid, der Kerl ist gefährlich, er hat die Wache am Tor angegriffen, wollte ihr das Maschinengewehr abnehmen.«